

Wie ich zu Richard Wagner kam, und nicht mehr von ihm loskomme... Text: Klaus Billand



Mit René Kollo in Bayreuth, 2010.

Es war schon etwas ueberraschend, aber auch eine grosse Freude, als mich Robert Storm fragte, ob ich zum 20jaehrigen Bestehen von Wagneriaani einen Artikel ueber meinen eigenen Weg zu Wagner fuer die Wagneriaani-Festausgabe 2011 schreiben koenne. Nach einigen hundert Rezensionen in den letzten 10 Jahren ist das Wagneriaani-Jubilaeum auch eines – wenn auch kleineres – fuer mich als Opernrezensent auf den Spuren der Rezeption von Richard Wagner und Richard Strauss. Wenn man soviel ueber andere und ihre Kunst geschrieben hat wie ueber Saenger, Intendanten und Operndirektoren, Regisseure, Dirigenten, Dramaturgen, Buehnen- und Kostuembildner, Beleuchter, ja in Interviews auch ganz speziell auf ihre persoennlichen Visionen, Werkauffassungen und Ueberzeugungen im internationalen Opernbetrieb eingegangen ist, erscheint die Aufgabe, nun ueber mich selbst zu schreiben, etwas skurril. Aber ich will es versuchen und hoffe, dass etwas einigermaßen Lesenswertes dabei heraus kommt...

Man kann eigentlich sagen, dass ich Wagner mit der Muttermilch eingenommen habe, ja, schlimmer noch, bereits davor! Mein Grossvater muetterlicherseits, Karl Thelen, Jurist und als Syndikus in Duesseldorf nach dem 2. Weltkrieg taetig, war ein grosser Verehrer Richard Wagners und seiner Musik. Er spielte selbst auch recht gut Klavier. Man stelle sich vor, in seiner Studentenzeits in Erlangen Mitte der 1920er Jahre war er regelmässig Besucher der Bayreuther Festspiele. Aus jener Zeit stammt ein wunderschoner handgeschliffener Bierkrug aus Kristallglas mit Zinndeckel, den er mir als Andenken an jene Zeit schenkte. Grossvater war offenbar von einer Eigenschaft oder Manie besetzt, die viele Hoerer der Musik Wagners schnell

befallt, wenn sie anfangen, sich mit dem Komponisten zu beschaeftigen: Er wollte diese Begeisterung unbedingt an sein naechstes Umfeld weitergeben. Das waren vor allem seine beiden Toechter, meine Mutter und ihre neun Jahre aeltere Schwester. Waehrend er bei letzterer auf Granit biss, hatte meine Mutter Reinhild (der Name ist kein Zufall, Grossvater wollte in ihr durchaus so etwas wie eine Rheintochter sehen...) mit gerade mal 20 Jahren noch nicht die charakterliche Kraft, dem durchaus streng vorgetragenen vaeterlichen Verlangen nach musikalischer Gefolgschaft im Zeichen des Bayreuther Meisters zu widerstehen. Nach den Jahren der Entbehrung als Teenager im Krieg mit Flucht ins nahe Sauerland war um 1947 nun endlich die Zeit gekommen, das Leben zu geniessen. Und da musste sie in fuenfstuendige Wagner-Sessions in der Rheinoper! Immer bewacht von Grossvater, der zu den Pausen in Erscheinung trat – die Rheinoper war nur zwei Strassenbahnstationen ueber die Bruecke von Oberkassel entfernt. Er erklarte ihr den Inhalt des naechsten Aufzugs und stellte sicher, dass es nicht zu anderen Anwendungen kam als rein musikalischen. Da wurde dann auch schonmal muerrisch der Lippenstift abgewischt... Der muetterliche Wunsch, das Notwendige mit dem Angenehmen zu verbinden, wurde so jaeh im Keim erstickt.

Irgendetwas muss dennoch an meiner Mutter haengen geblieben sein, trotz der nahezu zwangsverordneten Wagnerannaehung in schwaermerischer Jugendzeit. Und das spricht einmal mehr fuer die Groesse seines musikalischen Werkes. Bald nach ihrer Eheschliessung mit meinem Vater Gert 1949 fand sie sich naemlich hochschwanger mit mir und ihm auf dem Sitz daneben in

einer Auffuehrung des „Fliegenden Hollaender“ in der Rheinoper wieder. Spaeter berichtete sie mir, dass ich waehrend der dynamischeren Phasen der Musik in einer quasi prae-natalen Wagner-Begeisterung heftig an die Bauchdecke stiess. Fuer meinen Vater, bei allerdings eher moderater Wagnerliebe, wurde der „Fliegende Hollaender“ spaeter zur Lieblings-Wagneroper. Die ersten 14 Jahre meines Lebens verliefen dann aber voellig Wagner-frei. Ich wurde ein begeisterter Theaterbesucher in Wuppertal und konnte nicht verstehen, wie man Oper ueberhaupt moegen koenne angesichts des meist kaum verstaendlichen Gesangs. Bis 1966 Sandor Konya den Lohengrin an der Wuppertaler Oper sang. Meine Mutter – wie sich die Bilder gleichen – empfahl mir, in die Auffuehrung zu gehen. Und nach den 10 Minuten des Vorspiels zum 1. Akt war es um mich geschehen. Es entstand eine Wagnerbegeisterung, ja fast eine Besessenheit, die bis heute, 45 Jahre danach, unvermindert anhaelte – ja, ich fuerchte, mit dem Alter noch intensiver wird.

Zu jener Zeit ergab sich fuer meine Mutter die Moeglichkeit, mit einem franzoesischen Geschaeftsfreund meines Vaters, Jacques Spiritus aus Paris, mehrmals die Bayreuther Festspiele zu besuchen. Schon nach dem ersten Besuch berichtete sie begeistert vom „Ring des Nibelungen“ in der beruehmten Wieland Wagner-Inszenierung unter Karl Boehm und brachte aus Bayreuth die Schallplattenaufnahme der Solti-Einspielung mit Nilsson, Hotter, London, Windgassen, King etc. in den Wiener Sofiensaelen von 1962 mit. Da ich zu jener Zeit fast jeden Abend in meiner Kellerwerft beim Schiffsmodellbau verbrachte und die Produkte dann auf Wettbewerben im Ruhrgebiet und Hamburg bis zur Jugendmeisterschaft 1970 vorfuehrte, hatte ich unendlich viel Zeit, den „Ring“ und auch andere Wagnerdramen in aller Ruhe zu hoeren, auf einem vorsintflutlichen kleinen Plattenspieler, Stunde um Stunde, an oft vier bis fuenf Abenden pro Woche. Ich denke, damals hat sich die Wagner-Musik in meinen Kopf eingebrannt. Mein etwas juengerer Bruder und ich liessen keine Auffuehrung der wundervollen „Ring“-Inszenierung von Weber an der Rheinoper Duesseldorf aus, nicht weit vom Heimatort Wuppertal entfernt. Meinem Vater, der uns deshalb schon fuer verrueckt erklaren wollte, sagten wir, dass wir in eine Diskothek gingen – dann hatten wir Ruhe. Damals gingen auch die Touren nach Koeln los, wo der Stuttgarter „Ring“ von Wieland Wagner lief, u.a mit Birgit Nilsson als Bruennhilde und David Ward als Wotan, auch and Gerd Nienstaedt als Donner erinnere ich mich gut. Was fuer Abende! Der Drang nach Bayreuth



Bayreuth 1969: Klaus Billand mit seiner Mutter, seinem Vater und seinem Bruder.

wurde unwiderstehlich, und so lud Vater die ganze Familie zum „Fliegenden Holländer“ zum Bayreuth-Einstand 1969 ein. Dort entstand das Bild in diesem Text. Die Produktion von Everding/Svoboda mit Thomas Stewart als Holländer beeindruckte mich sehr. Aber es musste dann doch schon bald der ganze „Ring“ sein – diese unglaublich intelligente und ebenso weise zurück- wie vorausschauende, jedoch intensiv in der Gegenwart ansetzende Parabel der Menschheit mit all ihren nur denkbaren Stärken und Schwächen. Dieses Werk fasziniert mich auch deshalb bis heute am meisten, im gesamten Opernkanon. Ich sehe Elemente des „Ring“ im Verhalten der Menschen praktisch täglich, in der Arbeit wie in der Freizeit – und gleich kommen mir die Szenen und Zitate in den Kopf. Was für eine Hilfe in der Einschätzung selbst banaler Alltagssituationen!

Es ist eine schöne Anekdote, dass Wolfgang Wagner mir den Wunsch, den „Ring“ erstmals in Bayreuth zu erleben, persönlich erfüllt hat. Bei einem Besuch einer „Tannhäuser“-Aufführung mit Hugh Beresford in der Titelrolle gewährte ich ihm im Parkett. Wie sich herausstellte, wollte er Beresford für die neue „Tannhäuser“-Produktion in Bayreuth 1972 hören. Kurzerhand ging ich in der Pause in seine Reihe und sagte ihm, dass ich mir zum Abitur 1971 nichts mehr wünschte, als mit meinem Bruder den „Ring des Nibelungen“ in Bayreuth zu erleben. In seiner fränkischen Direktheit und entwaffnenden Aufgeschlossenheit meinte er sinnig: „Ja, dann schreiben Sie mal einen Brief an mein Sekretariat, und wir wollen sehen, was sich machen lässt!“ Ganz schnell hatte ich die Karten für den „Ring“ 1971. Es war seine Produktion – und sie hat sich bis heute als eine der beeindruckendsten und in sich geschlossensten der über 80 bisher gesehenen Inszenierungen – davon 40 komplett – in mein Gedächtnis eingetra-

ben. Danach waren wir dann fast jedes Jahr in Bayreuth, als „arme“ Studenten, mal in der Jugendherberge, mal bei der überaus gastfreundlichen Familie Knab in der Andechsstrasse auf dem Roten Hügel, wo wir danach fast 25 Jahre wohnten. Karten waren auch damals schon das Problem, vor allem, wenn man kein Geld hatte. Also, waren die „Blauen Mädchen“ hoch im Kurs der studentischen Gunst. Fast immer klappte es mit einem Sitz auf der Treppenkante oder hinter einer Wandsäule in der Galerie, ja sogar ein paar Mal auf den Säulenkanten rechts und links im Parkett neben der Mittelloge. Hämorrhoiden durfte man da nicht haben... Aber mir schien jede Qual erträglich, wenn man nur „drin war“, getreu dem Motto, „Ein Wagner-Freund kennt keinen Schmerz!“ Im Jahre 1978 trat ich dann der Gesellschaft der Freunde von Bayreuth e.V. bei, über die sich ein noch intensiveres Verhältnis zu den Festspielen entwickelte. Seit 1970 konnte ich alle Neuinszenierungen in Bayreuth bis heute erleben, bis auf den „Tristan“ von J.P. Ponelle und den „Siegfried“ der Peter Hall-Produktion, den ich wegen der finalen Beschäftigung mit meiner Doktorarbeit damals leider nicht wahrnehmen konnte – das bereue ich bis heute! Es gab so viele witzige Anekdoten aus dieser langen Zeit in Bayreuth zu berichten, das würde aber hier zu weit gehen.

Durch meine feste Anstellung bei den Vereinten Nationen in Wien zu Beginn des Jahres 1983 entspannte sich dann endlich die klamme Finanzlage, es gab zum ersten Mal ein richtiges Einkommen. Sofort konnte ich in Wien einen Opernclub v.a. aus Wagner-Freunden bilden, der sich bis heute noch trifft. Die erfreulichere Finanzlage ermöglichte nun auch grenzüberschreitende Wagner-Reisen. Durch die intensive Beschäftigung mit den Problemen sozio-ökonomischer Entwicklung in Afrika, Asien und Lateinamerika erwachte mein Inte-

resse an interkulturellen Aspekten der Rezeption Richard Wagners. Zwar waren die Möglichkeiten, durch meine Arbeit als Ländere-Repräsentant in den 1990er Jahren zuerst in Brasilien und dann in Argentinien, Wagner-Aufführungen zu erleben, begrenzt. Aber das soziale Umfeld in diesen Ländern führte bei mir zu einer differenzierteren und wohl auch verständnisvolleren Sicht auf die Werkausgabe des Sozialrevolutionärs Richard Wagner, zumal des „Ring“, die mir die philosophische Kraft seines Oeuvres noch bewusster werden liess. Es kann aber dann doch kein Zufall gewesen sein, dass ausgerechnet, als ich ganz ungeplant von Brasília D.F. nach Buenos Aires versetzt wurde, dort zwei Monate später am altherwürdigen Teatro Colón eine neue „Ring“-Inszenierung von Roberto Oswald in den Bühnenbildern von Anibal Lápiz begann. Sie lief mit einer Inszenierung pro Saison genau während der 3,5 Jahre meiner Zeit in Buenos Aires, mit grossen Sängern wie Morris, Jerusalem, Behrens, Evans, Wlaschiha, Svendén u.a. Das waren noch Zeiten im Colón! Mal gerade 2 Minuten vor meiner Haustüre! Später dann entdeckte ich das mystisch-legendarische Teatro Amazonas in Manaus, mitten im brasilianischen Regenwald am Rio Negro. Dort konnte ich von 2002 bis 2005 ebenfalls eine Neuinszenierung des „Ring“ erleben, nun bereits als Freizeit-Rezensent des Wiener „Neuen Merker“. Seine Ehrenpräsidentin, Inge-Maria Scherer, meinte einmal in einer Pause an der Wiener Volksoper zu mir: „Sie reden immer so viel, wollen Sie nicht mal etwas für uns schreiben!“ Der Nuernerberger „Ring“ von Stephen Lawless unter Pierre Auguin wurde so 2001 meine erste Rezension, mittlerweile also vor 10 Jahren. Bei den internationalen Reisen kam ich auch an die Finnische Nationaloper in Helsinki zur „Frau ohne Schatten“ und zum „Ring“ von Goetz Friedrich und lernte Heikki Virri von Wagneriaani kennen. Mit ihm entstand eine Freundschaft, ebenso wie mit seinen Kollegen bei Wagneriaani. Ich bin ihnen allen sehr dankbar, dass sie eine eigene Site in ihrer Website eingerichtet haben, auf der ich meine Wagner- und teilweise auch R. Strauss-Rezensionen mit Fotos einstellen kann. Ich wünsche ihnen allen und dem so geschätzten Wagneriaani zum 20. Jubiläum alles Gute und weiterhin das immer wieder beeindruckende Engagement, mit der sie die Kunst des grossen Bayreuther Meisters in der Welt bekannt machen.



Teatro Amazonas, 2005